

Die zwei Postillone.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapost von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden sein Geschäft ermahnte, und gab der eine dem Postillon ein schlechtes Trinkgeld, so gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder sagte: »Für was soll ich dem Postknecht einen Zwölfer schenken? ich trag' ja nicht schwer daran.« Die Postillone aber, der von Dinkelsbühl und der von Ellwangen, sagten: »Wenn wir nur einmal den Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!« Eines Tages kommt der Fürther in Dinkelsbühl an und will weiter. Der Postillon sagte zu seinem Kameraden! »Fahr du den Passagier.« Der Kamerad sagte: »Es ist an dir.«

Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillon aufsaß. Als er sah, daß der Postillon im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: »Fahr zu, Schwager! Werf er mich nicht um!« Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillon dachte bei sich selbst: »Wenn jetzt nur mein Kamerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!« Indem er fährt, bergauf und bergab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Herrn Bruder auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem anderen ausweichen. Jeder sagt: »Ich führe einen honetten Herrn, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen.« Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit. »Gotts Wunder,« sagte er, »sollen wir noch einmal vierzig Jahre in der Wüste bleiben?« und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: »Du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch.« – »Untersteh dich und hau mir meinen Herrn!« sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier, und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in unaufhörlichem Zorn zu: »Willst du meinen Herrn in Frieden lassen, oder soll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zusammenhauen?« und je schmerzlicher der eine Ach und der andere Waih schrie, desto kräftiger hieben die Postillone auf sie ein, bis sie des unbarmherzigen Späßes selber müde wurden. Als sie aber auseinander waren und jeder wieder seines Weges fuhr, sagten die Postillone zu ihren Reisenden so und so: »Nicht wahr, ich habe mich Euer rechtschaffen angenommen? Mein Kamerad wird's niemand rühmen, wie ich ihm seinen Herrn zerhauen habe. Aber diesmal kommt's Euch auf ein besseres Trinkgeld nicht an. Wenn's der Fürst wüßte,« sagte der Dinkelsbühler, »es wäre ihm um einen Maxdor nicht leid. Er sieht darauf, daß man die Reisenden gut hält.«

Merke: Es ist kein Geld schlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder sonst verunehrt wird. Für ein paar Groschen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

(478 words)

Quelle: <https://www.projekt-gutenberg.org/hebel/hausfre1/chap122.html>